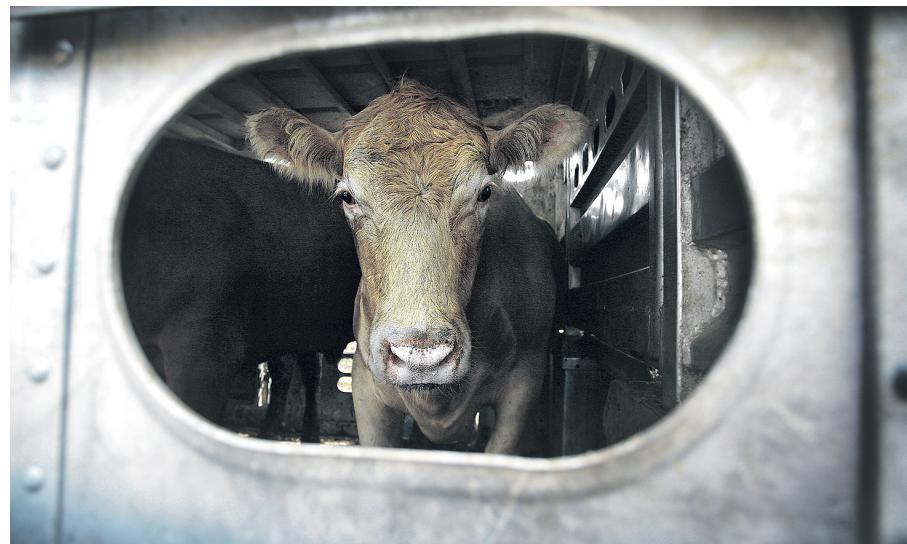


Das Fleisch der Einwanderer

Obama und McCain werben um Einwanderer. Die rackern für wenig Geld – etwa in Omaha



Schlachtvieh wird von illegalen Latinos zerlegt. Die Behörden drücken beide Augen zu

REPORTAGE UND FOTOS:
MATTHIAS G. BERNOLD / USA

Das Rindvieh ist in zweistöckige, verchromte Anhänger gepfercht. Die Fahrzeuge sind mit Kot verschmiert. An den Seiten haben die Anhänger Luftlöcher, und wer auf der Autobahn überholt, muss darauf achten, nicht in einen Schwall Urin zu geraten. Vom Wagen stolpern die Rinder über eine metallene Rampe in ein umzäuntes Gelände, wo bereits tausende andere warten. Irgendwann werden sie ins Gebäude geführt und geschlachtet. Von einer metallenen Plattform aus lässt sich die Szene gut fotografieren. Als dies der Vorarbeiter sieht, beginnt er zu schreien: „Get the fuck out of here! Get the fuck out of here, and never come back.“

Journalisten sehen die Betreiber der Schlachthäuser nicht gern: Erstens ist die Arbeit blutig, dreckig und brutal. Zweitens sind großteils illegale Einwanderer hier beschäftigt. Von den 24.000 Arbeitern in den Fabriken von Omaha, einem der Zentren der US-Fleischindustrie, kommen 80 Prozent aus Lateinamerika. Dass sie meist keine Aufenthaltsgenehmigung haben, ist ein offenes Geheimnis.

Omaha repräsentiert einen Trend, der sich überall in den USA zeigt. Nicht nur in den Grenzgebieten zu Mexiko oder in Kalifornien befinden sich heute Latino-Communities. In den Küchen, in den Wäschereien, auf den Baustellen ist oft die gesamte Belegschaft mexikanischer Herkunft und ohne gültige Dokumente.

Zwar wettern in den USA Lokalpolitiker gegen die Ausländer. Zwar stürmt die Einwanderungsbehörde ICE regelmäßig Betriebe, um Arbeiter ohne Papiere zu internieren. Zwar befinden sich laut Detention Watch Network mehr als 280.000 Menschen in Schubhaft. Aber vielerorts drücken die US-Behörden beide Augen zu. Auf höchster politischer Ebene hat man sich mit der Realität abgefunden. Sowohl Barack Obama als auch John McCain stimmten im Senat für Immigrationspakete, die mehr als zehn Millionen Einwanderern das Aufenthaltsrecht hätten bringen sollen. Im Wahlkampf wird das Thema ausgeblendet, um nicht Xe-

nophobie zu provozieren. Das Nichtthematisieren hat noch einen Grund: Mit Einwanderung lässt sich sehr viel Geld verdienen.

„Die Firmen wissen natürlich, dass sie illegale Einwanderer einstellen. Sie prüfen nur, ob jemand eine US-Sozialversicherungsnummer hat und ob Name und Nummer übereinstimmen“, erklärt der Mexikaner José Ramirez, der – wie er meint – gekündigt würde, wenn sein richtiger Name in der Zeitung stünde. „Dass einer, der offiziell John Smith heißt, kein Wort Englisch spricht und von den Kollegen Pancho Rodriguez gerufen wird, kümmert sie nicht.“

Ramirez – er durchschwamm selbst vor vier Jahren den Rio Bravo – arbeitet heute als Buchhalter in einer Wurstfabrik. Jetzt sitzt er an einem Tisch im Guaca Maya, einem Restaurant inmitten des Schlachthausareals. Draußen auf dem Parkplatz stinkt es nach Dung und Blut, drinnen dampfen die Enchiladas, Tortillas und Chicharrones (frittierte Schweinehäute). Das Lokal ist in einer ehemaligen Kühlhalle untergebracht. Für fünf Dollar kann man essen, so viel man will. Ein paar hundert Gäste – Arbeiter aus den umliegenden Betrieben – sind heute da. Umgeben von folkloristischem Zierrat und Kellnerinnen in Tracht.

Ähnlich wie im Guaca Maya geht es im gesamten Süden Omahas zu. Die ersten Mexikaner kamen Ende der 90er-Jahre, und sie veränderten das Stadtbild. Es dominieren mexikanische Restaurants, Töpfereien und Geschäfte mit importierten Cowboyhüten und -stiefeln, hübsch gestaltete Trottoirs mit gefliesten Brunnen und frisch gesetzte Bäume. „Viele hier meinen, die Mexikaner haben die Stadt übernommen“, sagt Mike Schmidt, der im Jahr 1962 als 13-Jähriger von Frankfurt nach Omaha kam. „Aber ich finde es gut. Ohne sie würde es aussehen wie im Norden: eine Geisterstadt.“ Auf der Plaza warten schnurrbärtige Tagelöhner auf Jobs. Einer von ihnen ist Antonio Valle, der seit zehn Jahren als U-Boot in Omaha lebt. „Jeder, der will, kann gute Arbeit finden. Du kommst am Abend mit genug Geld heim, um die Familie zu ernähren.“

Arbeiter in Mexiko verdienen rund 55 Pesos (5 Dollar) am Tag. In Omaha ist dies ein schlechter Stundenlohn. „Ohne die billige Arbeit der Illegalen würde der Preis für

ein Kilo Fleisch sofort um einige Dollar steigen“, glaubt Lourdes Gouveia von der Universität von Nebraska. Die Soziologin erforscht die Wechselwirkung von Fleischindustrie und Einwanderung. Das Spiel läuft so: Auf dem Schwarzmarkt kauft man die Identität eines US-Staatsbürgers samt Sozialversicherungsnummer. Leiharbeitsfirmen stellen die Leute ein. „Dadurch wird es möglich, die vorgeschriebenen Bruttomindestlöhne der Branche von 19,65 Dollar pro Stunde (inklusive Steuern und Sozialabgaben) zu unterschreiten“, erklärt Gouveia: Das Schlachthaus zahlt dem Arbeitsvermittler zwölf Dollar pro Stunde – der Arbeiter bekommt acht, im schlechtesten Fall fünf. „Bei den Baumwollpflückern, in der Teppichindustrie oder auf den Baustellen läuft es genauso.“

Inzwischen hat sich rund um die Illegalen ein blühender Schwarzmarkt etabliert. Schlepper, sogenannte Koyoten, organisieren die Einwanderung; je nach Komfort der Route für 1500 bis 6000 Dollar. Getarnte Unternehmen verkaufen Kredite, Führerscheine und sonstige Dokumente. Angeblich kann man als U-Boot sogar seinen Steuerausgleich machen. Auch die legale Wirtschaft hat reagiert. Banken ermöglichen es, gratis Geld nach Mexiko zu überweisen. Seit acht Jahren hat Mexiko in Omaha ein Konsulat. 120 Kunden betreut Konsul Jorge Ernesto Espejel Montes jeden Tag. Die meisten, sagt er, wollen eine Matricula Consular, einen mexikanischen Personalausweis, der von US-Behörden und Ban-

2

Rolling Reporter

90 Tage, 35 Staaten, mehr als 10.000 Meilen im Greyhound-Bus. Bis zur US-Wahl reist Falter-Reporter Matthias G. Bernold durch die USA auf der Suche nach dem neuen Amerika. Er wird in den Battleground-States, im Bible Belt, an der mexikanischen Grenze, im ländlichen, im urbanen und im industriellen Amerika den Schlüsselthemen dieser Wahl nachspüren

Ausfahrt: Omaha, Nebraska

Hier schuften Latinos für wenig Geld in Fleischfabriken. Die Provinzpolitik macht ihnen das Leben schwer



ken anerkannt wird. Das Konsulat wird auch informiert, wenn die US-Einwanderungsbehörde eine Razzia veranstaltet. Zuletzt wurde in Postville, Iowa, ein koscherer Meat-Packing-Betrieb ausgehoben. 397 Arbeiter dort hatten keine gültigen Aufenthaltstitel. Montes besuchte das Auffanglager: „Ich bin jetzt noch schockiert von den Haftbedingungen. Es war eine alte Fabrik mit Zellen aus Stacheldraht.“

In Wahlkampfzeiten geht die Politik sehr sorgsam mit den Latinos um. Die Illegalen haben kein Wahlrecht, aber viele ihrer Angehörigen sind Staatsbürger. Traditionell wählen die Latinos demokratisch, aber seit Hillary Clinton aus dem Rennen ist, ist die Sache nicht mehr so klar. „Ich weiß nicht, wie es ausgehen wird“, sagt Gouveia, „aber ich weiß, dass beide Parteien sehr hart um die Stimmen dieser Wähler kämpfen müssen.“

In Omaha gibt es keinen Zweifel, dass sich bis nach der Wahl nichts an der Situation ändern wird. Vielleicht auch später nicht. „Die Einwanderer sind bereit, viel für ihren amerikanischen Traum zu bezahlen“, sagt José Ramirez. „Die Immigration ist für jeden ein gutes Geschäft. Aber am wenigsten für die Immigranten.“



Israel Gomez (links)
und Antonio Valle
warten auf Arbeit



Truck mit Kühen: „Get the Fuck out of here!“